



Jurij Hudolin

Der Stiefsohn

Roman

LESEPROBE

SEPTIME

Originaltitel: Jurij Hudolin *Pastorek*
© Beletrina Academic Press, 2008
www.beletrina.si



Diese Ausgabe wurde durch die Slowenische Buchagentur JAK
und die Trubar Foundation des Slowenischen Schriftstellerverbands,
Ljubljana, Slowenien, ermöglicht.



© 2019, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Evelyn Bubich
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © fotolia-Vladimir
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-85-4

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag

Jurij Hudolin

Der Stiefsohn

Das Leben auf des Teufels Land 1987-1990

Roman

Aus dem Slowenischen von Daniela Kocmut



Prolog

Als Benjamin zwölf Jahre alt war, gingen seine Eltern getrennte Wege. Sie hatten bei Gericht alles schnell erledigt und trappelten davon, um ihr Lebensglück auf unerforschten Feldwegen zu suchen, wie zwei Läufer, inmitten eines sengenden Weinberges, vom Sonnenstich benommen. Valter Zakrajšek, Benjamins Vater, ein Ökonom und Bonvivant, bei dem die Notwendigkeit einer Entziehungskur von seiner Zecherei an dessen Gewissen zu nagen begann, lag in den Armen anderer Frauen, während Mutter Ingrid mit ihrem in die Adoleszenz eintretenden Sohn allein blieb. Nun ja, allein! Bald lernte sie auf einer Gewerkschaftsfeier für die Mitarbeiter der Verwaltung Loris Čivitiko kennen, einen wohlhabenden Gastwirt und Großgrundbesitzer, der aufgeblasen wie ein Frosch seine Muskeln präsentierte, auf seinem Landgut in Panule, einem kleinen Küstendorf im kroatischen Istrien. Einem Dorf, in dem im Sommer das Leben intensiv gelebt wurde und das im Winter wie ein Loch in einer einseitig zugänglichen, bodenlosen Grotte erstarrte.

Jugoslawien war Mitte der Achtzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts noch immer ein Staat, dem Anschein nach noch immer verlässlich, und vielleicht war neben der heißen Verliebtheit auch dies ein Grund, dass Ingrid Benjamin einpackte, ihn von der slowenischen Schule abmeldete, ihre

Arbeit aufgab und nach ein paar leidenschaftlichen Besuchen zu Herrn Čivitiko an die kroatische Küste zog. Am meisten und als Einziger weinte Benjamin, ihn hatte niemand irgendetwas gefragt. Ein Kind ist ein Kind und hat sich dem Willen der Eltern zu fügen. Obwohl dieser Wille nur mit Egomaneie gefüttert war, einem tierischen Trieb und dem Abwinken mit der Hand, wenn es um die Sorge um einen anderen Menschen ging und darum, diesem ab und an auch einmal ein Ohr zu leihen. Damals war er nur ein Sohn auf dem Papier, der wie jeder Zwölfjährige gerne zu idealisieren pflegte und wohl noch zu jung war, als dass ihn das wankende Rad der Lebensprüfungen gelehrt hätte, den Teufel in den Augen eines Menschen zu erkennen oder ihn zumindest zu erahnen, damit er sich noch zu helfen wüsste, ehe er ihm in die Fänge geriet. Jawohl, wenn die Zeit einmal das Abbild der eisernen Hand des Teufels freigelegt hat, kann dieses niemals mehr weggefegt werden.

Deshalb muss ich die Geschichte von Benjamins Leben in Panule erzählen.

An Bierkisten gelehnt, die vor der Tür des Lagers hinter der Theke in die Höhe ragten, blickte er sich in seinem Restaurant um, blickte auf sein Erbe und, das musste er zugeben, auch auf seine Schwielen. Sein Blick war prahlerisch und prophetisch, als sei er der Besitzer der ganzen Welt und aller ausgesprochenen schicksalshaften Worte, die im Mörser des Kosmos zerstampft werden, sodass Kellner Senad es nicht wagte, ihm in die Augen zu sehen, wenn er vorhatte, ihn etwas zu fragen, hauptsächlich bezüglich der Rechnungen, die Loris nach dem Grad der Berauschtigkeit seiner Gäste ausstellte. Er zuckte nicht einmal mit der Wimper, wenn er lospolterte und fauchte »draufpfeffern«, und Senad wusste, dass der Preis für die Dienstleistung des Gefressenen und Gesoffenen um ein Drittel gestiegen war. Wie er sich herauswinden und die Lügen vor den Gästen weiterspinnen würde, wenn sie sich in den unvorhergesehenen finanziellen Nachtisch einmischten, war Senads persönliches mentales Dilemma; Čivitiko polterte nur, wenn jemand mit dem Kopf voraus durch die Schwingtür auf den Parkplatz hinauszuerwerfen war. Jeder zahlte und das immer, Loris hatte die Hand einer Pizzaschaufel und kümmerte sich nicht um das Urteilsvermögen seines Schlages. Es war sein Land, auf dem er zuschlug und auf dem er Senad anschrie: »Zwing mich nicht in eine verflochtene Niederlage«,

wenn ihn dieser anflehte, dass es mit den Schlägen reichte und dass der über die Rechnung bestürzte Gast kaum noch Zeichen pulsierender Existenz zeigte.

An einem stickigen Augustabend im Jahr neunzehnsiebenundachtzig, als sich Ferragosto bereits dem Ende zuneigte und die hitzige und staubige Luft die gefährliche Energie niedriger Triebe segnete, wimmelte es auf der Terrasse des Restaurants Terens von Loris Čivitiko in Panule nur so von Italienern. Der nächtliche Schwarzfang der Fischer präsentierte sich auf den Tischen mit Acqua minerale, Vino bianco, Pelinkovac und Amaro. Die Italiener wurden von Čivitiko immer über den Tisch gezogen, da sie wohl auch das Doppelte zahlten, wenn das Fressgelage nur ordentlich aufgestellt war. Er musste die Italiener nicht aus dem Restaurant bugsieren. Deswegen mochte er sie auf seine Weise irgendwie, obwohl er im August immer *Amara terra mia* vor sich hinsang, wenn er sah, welche Spuren der Verwüstung sie auf und unter den Tischen und um das Restaurant hinterlassen hatten. Senad war nervös und innerlich gespalten, da er nur schnaufend mit dem Service Schritt halten konnte, zwölf lange Tische für einen Kellner und Čivitikos Augen auf dem Tablett in seinen Händen.

»Dio porco, beeil dich, Senad, bist du aus Zuckerrohr, oder was?«, hetzte er ihn und gustierte, wie üblicherweise in der Zeit der Augustferien, italienische Schimpfwörter. Als Čivitiko zu den Kisten in der Küche zurückkehrte, wo er Zitronenscheiben in Krüge mit heißem Wasser schnalzte, die Senad nach und nach wegbrachte, damit sich die Italiener nach einer weiteren Skampiade die Hände waschen konnten, wartete an der Theke ein feister Italiener in Jägermontur, der sich offensichtlich auch im Jagdtourismus übte. Betrunknen, wie es sich für italienische Hedonisten nicht gehörte, fuchtelte er schon von

Weitem wütend mit den Händen umher und zischte: »Merda, merda, merda!«

Seine rechte Hand war übersät von Bläschen und roter als ein gekochter Hummer oder sein eigener unteretzter Schädel. Čivitiko brüllte nach einem kurzen Gespräch mit ihm los, dass die gesamte Terrasse erschüttert wurde und ihn alle Gesichter im Nu anvisierten: »Senad!«

Weil er wusste, dass er in der Scheiße steckte, kam Senad einschmeichelnd wie ein Wiesel zur Theke angehüpft. Čivitiko nahm ihn am Kragen und schob ihn ruckartig an den Kisten vorbei ins Lager.

»Du Schwein! Du hast den Fettwanst verbrüht, dass er regelrecht schäumt! Den ganzen Abend hat er einen Travarica bestellt, den du ihm bis jetzt nicht gebracht hast!«

»Chef, so was passiert, ich wollte Sie nicht blamieren, obwohl ich den Travarica wirklich vergessen habe. Aber ich bin ja kein Tintenfisch, ich habe nur zwei Hände«, hob Senad sogar ein wenig die Stimme, was zum ersten Mal vorkam und für Loris eine große Innovation darstellte, was den Mut seines Kellners betraf. Čivitiko beugte sich über den viel kleineren Senad und lehnte seine Nase an die Nase seines Untergebenen, dass Senads Stirn schlagartig zu einem Nährboden für eisige Schweißtropfen wurde.

»Entschuldige dich beim Dickerchen oder das hier verschwindet«, Loris drückte seine Eier zusammen, dass Senad aufaulte wie ein Hund, der ahnt, dass er zum letzten Mal zum Tierarzt geht.

Senad schenkte einen halben Finger Travarica ein und trat zum Dickerchen, das mit seinen kurzen Würstchenfingern seine pomadigen Haare zurechtstrich und jämmerlich herumheulte.

»Cameriere, cameriere«, schüttelte der Dicke den Kopf und fuchtelte affig mit den Händen.

»Fick dich, du Schwein«, entkam es Senad, als er den Schnaps hart vor ihn hinknallte, dass es sogar über den Glasrand schwappte.

Er hatte es vergeigt, denn als er sich umdrehte, erwischte ihn die Schaufel, dass er auf einen Tisch flog, von dort unter einen zweiten Tisch fiel und die Leute auch schon begannen aufzustehen.

»Hier bin ich der Besitzer! Das ist alles meins! Und du willst mich ficken!«, schrie Čivitiko, ohne sich um die Gäste zu kümmern.

An den Haaren zog er ihn auf die Toilette, von wo kurz darauf ein Knacken wie von berstenden Fliesen zu hören war. Als ob eine Maschine Keramik in einem Rhythmus schnitt, der auf die Note genau war.

Als Čivitiko von der Toilette zurückkam und sich mit einem Papiertuch seine Schaufeln säuberte, wirkte er keineswegs aufgeregt oder sonst in einer Weise psychisch unausgeglichen. Er sammelte die Lira von den Tischen, die die Italiener in der Eile ihrer Paranoia aus ihren Hosentaschen dorthin geworfen hatten, sang *Amara terra mia* und schenkte sich hinter der Theke ein Weinglas voll Mineralwasser ein.

Loris Čivitiko trank alkoholische Getränke nur selten und bei Anlässen, die er für feierlich hielt, und auch dann nur ein oder zwei Gläschen Malvasier aus seinem eigenen Weingarten.

Als er auf den einzigen noch besetzten Tisch auf der Terrasse zugging, schien er, trotz seiner zwei Meter großen muskulösen Erscheinung, wie ein zahmer kleiner Bär. Er lächelte freundlich, entschuldigte sich, dass das Leben auch die Schwere von Konflikten mit sich bringe, die man duldsam lösen müsse, aber

mit so einem Primitivling wie Senad ginge es nicht anders als mit Vehemenz. Er habe ihn entlassen und werde von nun an nur noch Kellnerinnen einstellen und dass ihm scheine, dass sich der kleine bosnische Hundesohn in den zwei Jahren, in denen er ihn genährt und in seinem Ferienwohnwagen habe wohnen lassen, die Taschen zur Genüge mit seinem Geld vollgestopft habe. Und dass ihm das eine Lektion sein möge, dass das Leben ein wankendes Rad sei, das auch mal einen Platten bekommen könne, wenn man für Güte nicht dankbar sei.

Er küsste Ingrid, die vor frischer Verliebtheit bebte, streichelte Benjamin über den Kopf und sagte: »Willkommen in Panule.«

2

In Panule standen etwa fünfzig Häuser von Einheimischen und ihrer Verwandtschaft, die sich nach allen Regeln dörflicher Logik verachteten und sich gegenseitig bespuckten. Wenn sie nur eine Minute lang einen Dorfgenossen vor ihrem Angesicht hatten, zogen sie über einen dritten her und umgekehrt; wenn ihnen aber ein Fremder einen Tritt verpassen wollte, sei es auch nur ein Bauer aus dem Nachbardorf, dann hielten sie zusammen. Ungefähr siebzig Čivitikos lebten in Panule, wenn es nicht Loris' Brüder waren, dann zumindest seine Cousins, Neffen oder Onkel und Tanten. Das Dorf hätte auch Čivitikovo heißen können. Kein Landbesitz war kleiner als zwanzig Hektar, der auf den Meter genau eingezäunt war, und ein Bruder hätte dem anderen eins mit der Haue drübergezogen, wenn dieser ihm auch nur eine affenfaustgroße Fläche abgezweigt hätte. Das Lebensmotto der Bewohner von Panule lautete:

»Hier bin ich der Besitzer!«

Im September wurden die Menschen in Panule von Tourismusangestellten zu Ackerbauern, Viehzüchtern, vielschichtigen Geschäftsleuten, aber Benjamin war nie klar, um was für Geschäfte es sich eigentlich handelte, da man durch die Zucht von Kühen, Pferden und Schweinen normalerweise nicht reihenweise Häuser besaß, einen eigenen Fuhrpark und ein Wochenendhaus zehn Meter von der Küste und einen Kilometer vom Dorf entfernt. Obwohl Čivitiko in den besten Tourismussaisonen die Scheine gleich kistenweise in den Safe beförderte, hätte jemand anderer in den drei Sommermonaten schwer so viel zusammengeschart, wie die Čivitikos in Panule. Später fand er heraus, dass sie geerbt hatten. Dem zwölfjährigen Benjamin gefiel das irgendwie, da ihn, der damals vom Denver-Clan angetan war, alles zusammen genau an diese Fernsehserie erinnerte. An die Carringtons, aber nicht in einer erfundenen Seifenoper oder in einem Schundroman, sondern in einer realen Landschaft und Geschichte und dem Lebensalbum der Čivitikos. In Panule gab es kein Telefon, auch nicht in den Nachbardörfern, das erste Postamt befand sich im sieben Kilometer entfernten Rakična und dort konnte man sich, nichts Böses ahnend, einen Anruf leisten. In Rakična gab es auch eine Grundschule, die die Kinder aus den umliegenden Dörfern besuchten, und dort hatte der Direktor auch ein Telefon, das Benjamin später immer wieder in eine peinliche Situation bringen und ihm die Röte des Unbehagens ins Gesicht treiben sollte.

In die Schule fuhr Benjamin mit dem Bus, der die Schüler in den Dörfern und Weilern der Gegend einsammelte. Dieser wurde von Nandu gelenkt, einem versoffenen und fetten Berufschaffeur, der zumindest einmal die Woche bis zu einer

ganzen Stunde Verspätung haben konnte, schon klar, warum. Und was das erst für ein Fest war, wenn er überhaupt nicht aufkreuzte oder erst gegen elf Uhr in Panule herumhupte, mit einer Zigarette im Mund und einem Flachmann in der Hosentasche seines stets offen stehenden Blaumanns. Die drei versäumten Stunden mussten niemals nachgeholt werden, und Nandu tat hinter dem Lenkrad groß herum, mit voller Vehemenz und bis ans Ende seiner Tage. Nandu wurde in einen metaphysischen Seinszustand geschleudert, und das direkt am Lenkrad und in der Zeit, als Benjamin dabei war, seine Schulpflicht zu beenden – auf einer ebenen Straße verlor er die Kontrolle über das Fahrzeug und fuhr in eine Steinhütte, natürlich in seinem Blaumann, in dem der Flachmann steckte. Angeblich hatte man später auf die Anamnese gesetzt, die Lebensgeschichte des Chauffeurs habe ein Infarkt beendet und nicht der Flachmann.

Am ersten Schultag der siebten Klasse kam ein Kind aus der Stadt nach Rakična, aus einer anderen Republik, die in Jugoslawien und auch in Panule und den Nachbardörfern als die fortschrittlichste und reichste galt, sozusagen der Sohn des berühmten Loris Čivitiko, der wegen seiner Kohle und Erbschaft geachtet wurde, *Slovenac*, ein Slowene und obendrein auch noch ein Vorzugsschüler mit einem Zeugnis, das einen Stempel aus der großen Stadt trug; Benjamin Zakrajšek. Loris selbst fuhr ihn bis zur Eingangstür der Schule, den schön gekleideten und verschreckten Benjamin, der schon geschickt mit der serbokroatischen Sprache feilschte, die mit Barbarismen des Istrischen gespickt war, das auch als die offizielle Sprache an der Schule galt. Eine Art nicht zu entschlüsselnde Sprachsuppe, in der sich ijekavische, ekavische, čakavische Dialekte und Italienisch zu einer demokratischen Artikulation vereinten.

Keine Straßen mehr, keine Ampeln, keine Geschäfte an jeder Ecke, keine alten Freunde mehr, keine Fußballtrainings, kein Klavierspiel mehr, die Zeiten waren vorbei, als Ingrid und er auf Valter gewartet hatten, dass er zum Mittagessen heimkäme; nun war er in einem Dorf, wo vor der Schule Kühe weideten, wo die nächste Ampel dreißig Kilometer entfernt war, wo der Angelpunkt der Relevanz das Dorfgasthaus war, weil es etwas anderes so oder so nicht gab, weil es nicht existierte, im Gegensatz zu Tieren. Benjamin wurde vor fünfzehn neuen Mitschülern von einer eigenartigen kindlichen Melancholie übermannt, gefärbt mit der Röte der Adoleszenz, als er sich den Jungen und Mädchen vorstellen musste, deren Väter mit Sicherheit wussten, dass Benjamin der Sohn von Loris Čivitiko geworden war.

Im Dorf wusste man nämlich alles, die Wahrheit aber war eher einer eisernen Hand und dem Geld zugetan.

3

Wenn Nandu die sechs übriggebliebenen Schüler aus dem Dorfzentrum von Panule weiterkutscherte, wartete auf Benjamin üblicherweise bereits das Mittagessen auf dem Tisch, da Ingrid neuerdings als Hausfrau beschäftigt war.

Čivitiko hatte sich verpflichtet, ihre Pensionsbeiträge einzuzahlen, doch es stellte sich schon nach ein paar Monaten heraus, dass er darauf vergessen hatte. Überhaupt herrschte in Panule das totale Patriarchat. Die Männer hatten die Finanzen über, die Männer machten Geschäfte und gingen einer Arbeit nach, während die Frauen die Küche, die Tiere und den Acker überhatten. Und Prügel, wenn etwas schiefging.

Im Haus von Loris' Cousin Dejan, der – so wie Loris Benjamin – dessen Mitschüler Dalen als Sohn und als Verlängerung der Frau angenommen hatte, waren die Rollos stets heruntergelassen, und Dalen humpelte immer und spielte nie Fußball. Benjamin bekam dessen Mutter nie zu Gesicht. Dalen durfte man nicht besuchen, weil Dejan die Tür zum Innenhof und alle anderen Türen abspernte. Man sah ihn nur auf dem Traktor, wenn er Holz schlichtete oder unterwegs war, um die Schweine zu füttern. Dalens Zehen waren plattgedrückt, zusammengestaucht und verklebt in einem Saft aus blutigem Eiter, wie ein mariniertes Rumpsteak, bevor es auf den Grill geklatscht wird. Für jeden Fehler und jede nicht schnell genug erledigte Arbeit bekam er mit dem Stiel einer Schaufel oder einer Axt eins auf die Zehen. Das wusste man, es durfte aber nicht darüber gesprochen werden. Das war angeblich Dejans Spezialität, eine örtlich auftretende Delikatesse sozusagen, und selten schlug er ihn woandershin und anders, und das auch nur dann, wenn er es eilig hatte. Nicht einmal in der Schule wurde klar und laut darüber gesprochen, außer hinter vorgehaltener Hand, auch gab es dort weder einen Psychologen noch eine Sozialarbeiterin. Darüber wurde nicht geschwätzt, weil es nicht wahr war. Außer für Dalen. Benjamin wunderte sich darüber und Dalen tat ihm des Öfteren leid, aber damals hatte er sich noch immer die Vision geschaffen, dass Dalen so schlimm sein musste, dass er es verdiente. Dass manche Leute ihre Nachkommen und Dahergelaufenen, die sie durchzubringen hatten, eben auf diese Art erzogen. Benjamin hörte jeden Tag beim Mittagessen, welche Arbeit ihn im Gezeitenwechsel des Tages zum Sonnenuntergang hin erwartete. Die Ziegen auf die Weide, die Schweine füttern und Holz hacken, Gräben schaufeln

und Sand aufschütten, weil Loris die ganze Zeit über seine Sommerterrasse erweiterte oder etwas baute, nur damit sich das Hab und Gut dem Anschein nach vergrößerte. Und am Abend die Arbeit in der Taverne, die Loris im Dorfzentrum besaß und mit seinem Bruder vor Gericht darüber stritt, wer der eigentliche Erbe dieses Gastronomieobjektes sei. Hier kehrten die Bauern aus den umliegenden Dörfern auf Wurst und Wein ein, die sich mit ihren Schweineaugen gegenseitig anstierten, wie gescheiterte Demagogen. Im Herbst und im Winter saßen sie an der Feuerstelle und verfluchten in ihrer faulen Melancholie die Welt und das Unrecht, das ihnen die Politik brachte, die Lebhafteren unter ihnen spielten das Kartenspiel *Briscola* und beschimpften einander leidenschaftlich in ihrer geistigen Unzulänglichkeit. Manchmal kam Loris' Bruder Mauro und geriet mit ihm in einen Streit darüber, wer der eigentliche Besitzer sei. Die Gäste waren an all das noch mehr gewöhnt als an die intensiven Wogen der Meeresbrise und winkten mit ihren Händen ab, wahrscheinlich auch deshalb, weil es noch nie zu einer ernsthaften Schlägerei gekommen war. Benjamin schenkte Malvasier ein, brachte den Wein in Krügen an die Tische und bekam hie und da von Čivitiko zu hören, wie ungeschickt er sei und dass es am besten wäre, wenn er ein Jurist werden würde. Čivitiko hatte eben keine Schulausbildung, für die Polizei und alle übrigen war er ein Techniker. Immer und zu jedem sagte er, er sei Techniker, dann Privatunternehmer, Gastwirt und Geschäftsmann. Es stellte sich heraus, dass Čivitikos ungewöhnliche Freundlichkeit aus der Tatsache rührte, dass Ingrid im achten Monat schwanger war und die beiden einen Sohn erwarteten. Čivitiko hatte trotz zwei missglückten Ehen keine Nachkommen und wünschte sich sehnlichst einen Sohn. Wenn einem

der Čivitikos die Frau, die er sich nach Panule angeschleppt hatte, nicht zusagte, wurde alles eingepackt und man vertrieb sie unter Androhungen aus dem Dorf. Es gab keine Entschädigungen, keine Korrektheiten, keine schönen Erinnerungen, es gab nie ein »Aufwiedersehen« oder »Viel Glück«, dafür war kein Platz. Man musste büßen. Und einen Nachkommen gebären. Schon seit Jahrhunderten gehörte das Land in Panule den Čivitikos, deshalb musste man eine Frau haben, damit sie einen Sohn gebar. Das war der Beweggrund und der Sinn der Existenz. Nicht das Kind, sondern der Nachkomme des Landbesitzes.

Oh du verdammtes, hartnäckiges Geschlecht.

Natürlich dachte Benjamin nicht in dieser Weise nach, da ihm Čivitiko das erste halbe Jahr wirklich nichts anhaben wollte, geschweige denn, dass er ihn geschlagen hätte, so wie Dejan Dalen schlug. Er schlug nur Schurken und Gauner, wie Senad einer war, dachte sich Benjamin und war sogar stolz auf Loris. Die Adoleszenz machte ihm ordentlich zu schaffen und im Gegensatz zu seinen Städterfreunden aus Slowenien war er sich selbst und der Arbeit auf dem Acker überlassen. Der einzige Kontakt mit den Menschen war – neben der Schule, wo er nie richtige Freunde hatte – die Arbeit in der Taverne, wo er den Bauern zuhörte, die aber mehr oder weniger betrunken waren und denen nur Tagträume von einem richtigen sexuellen Erlebnis im Kopf herumspukten. Träume, die sich in Wirklichkeit nie zu einer Berührung der süßen Heide des Schrittes materialisierten, da das Weib zu Hause abgerackert und für Nichts zu gebrauchen war. Diese Bauern bumsten nicht, auch die Touristinnen im Sommer nur äußerst selten und sogar Loris kläffte öfter, welche von ihnen denn mit so ungehobelten Taugenichtsen mitgehen würde.

Es waren mehr Worte, bitter und scharf, fromme Wünsche, eine primäre Form der Fiktion, eine Metaphysik des niedrigsten Ranges. Onanie und Hass. Wegen ihrer reumütigen Ehefrauen hassten sie Frauen mehr als ihre eigenen verpfuschten Leben. In ihrer primären Natur waren sie sich nicht bewusst, dass der Beweggrund für den Hass und die Präpotenz, die sie in sich trugen, sie selbst waren und dass ihnen die Welt um sie herum nichts Böses wollte, und was sollte ihnen die Sühne ihrer abgemühten und stumpfen Frauen, die weder den Wunsch noch die Kraft zum Widerstand hatten, bedeuten.

4

Als Ingrid im Winter Friderik zur Welt brachte, flippte Loris völlig aus, als hätte er ein ozeanografisches Mysterium entdeckt, das die ganze Welt erkundete. Bei der Feier versammelten sich außer Mauro Loris und seine vier Corleone-Brüder aus Panule. Benjamin bediente sie nicht mit Krügen, sondern brachte den Wein einfach in Eimern, da sie sich damit übergossen und ihn auf ihrem Land verschütteten. Sie kamen ihm vor wie eine sonderbare und unerklärlich besessene Gesellschaft.

Loris hatte einen Nachkommen bekommen. Benjamin verspürte zum ersten Mal eine Art Eifersucht, einen Schmerz, dass er vaterlos war, dass er ein Dahergelaufener, ein Anhängsel, ein Kellner der mächtigen Brüder, ein Diener und Träger war, ein Lakai ohne Brieftasche, ein Laufbursche, ein Taugenichts und ein ewiger Gaul, auch wenn er noch so sehr ein Teil von ihnen sein wollte, und so sehr ein Idol suchte und es in Loris Čivitiko finden wollte. Ein anderes

gab es auch nicht. Auch selbst so stark und muskulös sein und einen Cowboy-Pick-up besitzen und in den Dörfern rundherum so überheblich tun wie die Čivitikos. Überlegen und unantastbar sein, derjenige sein, der alles und jeden nach Wunsch und nach seinem Maß herumwirbeln konnte. Und obwohl die Menschen und die Mitschüler redeten, dass er einer der Čivitikos sei, dass auch er einer von jenen sei, die Besitzer und die Drehscheibe aller Worte in der Region seien, dass er dieser Nachkomme sei, der in ein paar Jahren herumquasseln würde, was ihm beliebte, spürte Benjamin, dass dem nicht so war. Dass man ihn als ein Anhängsel des Objektes betrachtete, das Loris einen Nachkommen gegeben hatte. Dass seine Einser in Rakična und die Arbeit am Hof nichts bedeuteten. Dass es sich im Grunde um ein Spiel des Blutes handelte, das die Geschichte über das Leben ein Bogen auf einem Hufeisen von Erbschaften war und dass nur das zählte. Die anderen muss man ausnützen und sie verwerfen, wenn sie nichts mehr nützen, damit sie wie ein Rädchen ins Gebüsch wegrollen, das von der großen Maschinerie der Habgier abgefallen war und das sofort ausgetauscht werden musste. Etwas, das man bekam oder jemandem anderen aus den Händen riss, war schon von sich aus schweinisch, deswegen war es manchmal sinnvoll, es wegzuwerfen oder zu verkaufen, sein Erbe jedoch nicht, niemals, einen solchen Fehler vernichtet die Sippe. Aber Benjamin tröstete sich, dass sie ihn dennoch gerne hatten, da ihn niemand schlug, und das war im Hinblick darauf, wie sich Loris anderen gegenüber benahm und wie es Dalen erging und wie schnell Čivitiko aufknurrte und seine Schaufel bereithielt, etwas Ungewöhnliches und über alle Maßen Liebevolltes, das war ein regelrechter Tempel der Liebenswürdigkeit. Das war ein

Kuriosum oder eine Außergewöhnlichkeit, die man heiligsprechen oder sie als eine positive und suggestive Motivation für geistig aufgewühlte Menschen verwenden hätte können.

Der kleine Friderik hatte wahrscheinlich nichts Böses ahnend Loris' Beziehung zu Benjamin beschworen; Nun war dieser weder liebenswürdig noch böse, sondern nur noch offiziell. Er gab Befehle wie eine Maschine.

Nach drei Monaten musste Friderik getauft werden. In Rakična stand neben der Schule eine kleine heruntergekommene Kirche mit undefinierbaren Fresken, die eher an Umrisse einer vergangenen Zeit erinnerten. Als Patin wählte Loris Ingrid's Schwester Filomena aus, die in Deutschland lebte und bei der zu Hause man einiges unter der Matratze fand. Wahrscheinlich tat er dies wegen seines Sohnes, aber auch und vor allem wegen sich selbst.

Als die Delegation aus Deutschland in einem Mercedes in Panule einfuhr, riefen Filomena und Ingrid's Mutter aus:

»Wo bist denn du gelandet! Wo sind wir denn hier? Wo hast du so einen Ort gefunden, den es nicht einmal auf der Landkarte gibt!«

Das stimmte.

»Wir haben uns zweimal auf den schlammigen Feldwegen verfahren«, übertrieben sie ein wenig, denn die Verachtung war sofort geboren, als sie diesen Arsch der Welt anvisiert hatten.

Filomena, die angesichts der Schwere ihrer Geldtasche und der Erinnerung an ihre fetten Kontoauszüge etwas selbstbewusster war und der Čivitiko die ganze Zeit zuckersüß in den Arsch kroch, bearbeitete ihre jüngere Schwester mit einem ganzen Repertoire an Schimpfwörtern, dass sie sich in Gottes Arschhaare begeben hatte, in eine hinterwäldlerische Gegend bar jeden Vergleiches, die noch kein Fuß eines normalen

Menschen betreten hatte, geschweige denn eines feinen und kultivierten Herrn.

Ingrids These darüber, dass die Liebe alles niederzureißen vermochte, provozierte in den Augen ihrer Mutter und ihrer Schwester nichts außer Spott und Bestürzung, da Ingrid eine Reihe von längeren Beziehungen hinter sich hatte und eine missglückte Ehe mit dem Lebemann Valter Zakrajšek. Es stellte sich heraus, dass sich Čivitiko nach der Deutschen Mark sehnte und bebt und schwitzt und arschkroch, damit Filomena ihr Patengeld in bar auszahlte und ihm auf die Hand, mit einer Halskette für Friderik konnte er nicht gerade zufrieden sein, geschweige denn glücklich.

»Bitte, bitte, ist es nicht schön hier bei uns, schauen Sie, das hier habe ich mit meinen eigenen Schwielen geschaffen, das ist es, das ist mein Haus und hier sind Sie stets willkommen, hier haben wir die Schweine, Ziegen, Schafe, Hunde und Katzen, Oliven, Tomaten, das ganze Gemüse, einen Weingarten, ja, ich mache meinen eigenen Wein, werden Sie ihn kosten, hier ist er, da, ich schenke Ihnen gleich ein, kommen Sie, willkommen, wissen Sie, ich habe Sie gern, wie meine Ingrid und diese meine beiden goldenen Kindlein, das ist alles für die beiden, für die beiden arbeite ich, das ist eine Anlage für die Zukunft, das ist der Puls der Unsterblichkeit, sollen wir uns nicht zusammenreden, dass wir zusammenarbeiten, würden Sie etwas investieren, ich bin offen, wissen Sie, ich sage es einfach gerade heraus, das soll Sie nicht stören, ich bin ein anständiger Kerl, alles habe ich mit meinen eigenen Händen selbst gemacht, die Tür steht auch für Sie offen, das wird noch ein Touristenparadies werden, Sie werden sehen, investieren Sie ihr Geld hier, es muss nicht auf der Bank sein, Sie sind ja die Patin, geben Sie es den Neffen, wir werden zusammenarbeiten, das wird schön,

geben Sie her ...«, reihte Loris Čivitiko die Worte wie aufgefädelt aneinander und bebte wie im Fieber kurz vor dem Tod, nur hie und da blieb er ein wenig stecken, wegen des Speichels, der in seinem Mund zusammenlief.

Filomena ging Čivitiko auf die Nerven und das schleuderte sie ihm in einem abgehackten Aussagesatz direkt ins Gesicht. Dass in der Geschäftswelt alle solchen Schleimer Schweine und Schwindler seien. Wenn man aufrichtig sei, habe man es nicht nötig sich einzuschleimen. Sie wollte nicht einmal in Panule übernachten. Ingrids Mutter auch nicht. Die Patengesellschaft hatte sich schon mitten am Nachmittag und noch vor dem Dessert, das Benjamin hätte servieren müssen, in eine miese Vorstellung von Loris Čivitiko verwandelt. Er war nämlich auf seinem Grund und auf seinem Grund konnte er auch fremdes Geld verlangen, bar auf die Hand, oder es gäbe Saures. Und nachdem alle im Konflikt um Čivitikos missglückten Versuch, nach den Markscheinen zu haschen, auseinandergegangen waren, konnte die Vorstellung erst so richtig losgehen. Loris Čivitiko drehte durch und ein Sturm war losgebrochen. Die Niederlage wegen der Mark konnte er nicht einfach so auf sich sitzen lassen. Eine Niederlage auf seinem eigenen Grund, dabei war er ihnen in den Arsch gekrochen, deswegen konnte er das nicht einfach so hinnehmen. Dass er jemandem umsonst in den Arsch kriecht! Irgendwelchen aufgeblasenen Gastarbeiter-Ärschen und das für eine verflixte Halskette. Vor eingefärbtem Blech werde er sicher nicht niederknien! Er schäumte vor Wut, denn er war erniedrigt worden. Er konnte keine Niederlage leiden und man musste sich sofort rächen, am Erstbesten, der in Reichweite war.

»Ingrid!«, schrie er und das Weiße in seinen Augen glänzte, vier Gläser Wein waren für ihn genug, dass er die ganze Zeit über mit dem Weißen in seinen Augen dreinblickte.

»Hör mir gut zu, du: ich scheiß auf deine slowenische Mutter, hast du nicht gesagt, dass diese Schwaben-Fotze Deutsche Mark mitbringen wird? Und jetzt? Ich schlag die Alte zusammen und alles, was Gott hier in Panule sieht!«

Dann schwieg er. Wie eine verwundete Bestie ging er auf und ab. Auf und ab. Auf und ab. Zwischen auf und ab spuckte er ein paar Mal heftig auf den Boden und knurrte etwas von Geizhälsen und slowenischen Gastarbeitern.

»Ingrid!«, schrie er erneut, dass Benjamin, der sich hinter dem Kühlschrank in der Küche versteckte, ein paar Tropfen Urin in die Unterhose entkamen.

»Bumm, paff«, prasselte es auf Ingrid herab, dass sie auf dem Rasen vor dem Haus unter den Tisch rollte.

»Dir werd' ich leere Versprechungen zeigen. Wer sind denn diese Schwaben-Scheißer, dass sie einfach so, mir nichts, dir nichts, ohne irgendetwas aus Panule abhauen. Hier bin ich der Besitzer«, brüllte er, nahm die Tasche mit dem kleinen Friderik, der ahnungslos an seinem Schnuller sog und schloss sich im Schlafzimmer ein.

Als sich Ingrid das Blut abgewischt hatte, sprang sie ihm hinterher, während Benjamin in seinem Zimmer unter dem Kopfkissen in Tränen der Angst versank. Damals wusste er noch nicht, dass es mehr weh tat, mit seinen eigenen Augen mitanzusehen, wie die eigene Mutter zusammengeschlagen wurde, als wenn er selbst eine Tracht Prügel bekam; wie hätte er es auch wissen können, wo doch die Prügel auf Frideriks Tauffeier ein Erstlingswerk in Panule waren und überhaupt die ersten Prügel für seine Mutter, die Benjamin mit seinen eigenen Augen mitangesehen hatte.